

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 26 (1950-1951)
Heft: 4

Artikel: Die schlechte alte Zeit
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070466>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die schlechte



alte Zeit

Von Adolf Guggenbühl

Illustration Hans Tomamichel

Es war morgens drei Uhr; der Höhepunkt des Hochzeitsfestes war vorüber. Die Neuvermählten waren verschwunden. Die jungen Leute tanzten, die ältere Generation saß in kleinen Gruppen zusammen. Diskussionen über den Krieg, die Verewigung der direkten Bundessteuern, das Ansteigen der Preise und was es an ähnlichen unerfreulichen Gesprächsthemen mehr gibt, wurden sorgfältig vermieden. Ein Industrieller erzählte Erinnerungen aus seinem ersten Pariser Aufenthalt im Jahr 1910. Alle waren sich darüber einig, daß das Leben vor dem Ersten Weltkrieg viel angenehmer gewesen sei.

«Ja, wir haben es herrlich weit gebracht», seufzte ein sogenannter rüstiger Siebziger. Sämtliche Köpfe nickten bejahend.

Wir sind nicht stolz auf unsere Zeit. Ulrich von Hutten würde heute kaum ausrufen: «O Jahrhundert, es ist eine Lust zu leben!»

Gewiß, die ältern Leute neigten von jeher dazu, ihre Jugend in verklärtem Licht zu sehen. Im Unterschied zu früher ist heute aber bei allen Altersstufen die Ansicht verbreitet, daß es mit unserer Kultur in den letzten Jahrzehnten abwärts gegangen sei.

Ich glaube das nicht, und es scheint mir deshalb nötig, einmal der jüngern Generation zu zeigen und der ältern in Erinnerung zu rufen, daß auch vor dem Ersten Weltkrieg nicht alles Gold war, was glänzte, daß seit damals nicht nur alles schlechter, sondern sehr vieles sehr viel besser geworden ist.

KEIN JAHRHUNDERT DES KINDES

Zuerst das Wichtigste: die Stellung der Kinder. Es scheint mir keine Frage, daß die Kinder, die heute aufwachsen, eine glücklichere Jugend verleben als ihre Väter oder Großväter. Man tritt den Kindern mit

mehr Achtung, vor allem aber mit mehr Freundlichkeit entgegen.

Vor zwei Jahren habe ich wieder einmal den Zürcher Sechseläutenumzug angesehen. Die Zuschauer standen in dichten Reihen. Die vorderste Reihe bildeten überall die Kinder, und wenn ein Acht- bis Zehnjähriger noch unmittelbar vor Anmarsch des Zuges hinten aufschloß, so war es eine Selbstverständlichkeit, daß ihn die Erwachsenen durchließen, so daß auch er das Schauspiel richtig sehen konnte. In meiner Jugend war das anders. Wie manchmal passierte es mir und meinen Kameraden, daß, nachdem wir stundenlang gewartet hatten, um einen guten Platz zu ergattern, sich im letzten Moment ein beleibtes Ehepaar vor uns aufpflanzte, so daß wir vom ganzen Umzug nur die Köpfe der Reiter sahen. Rücksichtslosigkeit den Kindern gegenüber war dazumal an der Tagesordnung.

Ich bin durchaus nicht der Ansicht, Pestalozzi würde aufjubeln, wenn er unsere heutige Schule sähe. Sie ist reformbedürftig, und ihr schlimmstes Übel, die stoffliche Überlastung, nimmt trotz aller schönen Reden eher zu als ab. Unsere Schule ist zwar nicht unbedingt besser, aber sie ist ganz sicher humaner geworden. Auch heute trifft man noch gelegentlich Prügelpädagogen. Aber sie sind nicht zahlreich, und vor allem finden sie keinen Rückhalt mehr in der öffentlichen Meinung. Als ich noch in die Primarschule ging, waren sie Legion. Fast in jedem Schulhaus waren einzelne dieser Erzieher zu finden, die ihre zitternden Zöglinge mit Stockschlägen und Ohrfeigen bearbeiteten, ihnen ganze Haarbüschel arrissen, ihnen Tafeln anhängten, auf denen stand: «Ich bin ein Esel», und was solcher unwürdiger Prozeduren mehr sind. Die Rundfrage «Worunter haben Sie in der Schule am meisten gelitten», die wir im «Schweizer Spie-

gel» vor 23 Jahren veröffentlichten, ist ein erschütterndes Dokument des Schattens, der seinerzeit über der Schule lag. Heute noch leben viele Greise, deren Angstträume zeigen, welch nachhaltige seelische Verletzungen ihnen in ihrer Kindheit durch diese unmenschlichen Methoden zugefügt wurden.

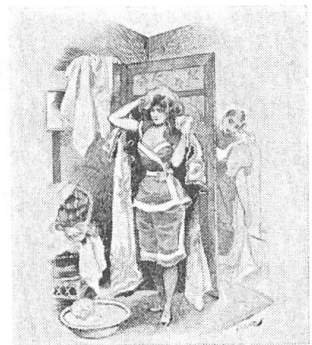
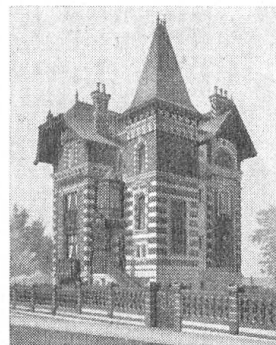
Nicht nur in der Schule, auch zuhause betrachtete man an vielen Orten die Rute als unerläßliches Erziehungsrequisit, wobei, wie das in solchen Fällen meistens geschieht, mit Vorliebe die Bibel herhalten mußte, um diese Vergewaltigungen zu rechtfertigen. «Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es», hieß es.

Man gab zwar zu jener Zeit viel auf feines Benehmen; im Verkehr mit Kindern aber war häufig ein grober Befehlston Trumpf.

Die Kinder wurden damals von den Erwachsenen nicht ernst genommen. Man sah in der Jugendzeit lediglich ein Vorbereitungsstadium auf das «eigentliche Leben», in Kindern ausschließlich Lehrlinge. Man erkannte nicht, daß jedes Alter seinen Sinn in sich trägt, daß die Kinder den Erwachsenen in vielem unterlegen, in vielem aber überlegen sind, daß ihnen zwar manches Wissen der Erwachsenen fehlt, daß sie aber andererseits im Besitz von intuitiven Einsichten sind, die den Erwachsenen verlorengegangen sind.

Nein, man nahm die Kinder nicht ernst. Und ich erinnere mich nicht, daß bis zu meinem 18. Altersjahr, abgesehen von meinen Eltern, ein Erwachsener sich herabgelassen hätte, je ein vernünftiges Wort mit mir zu reden.

Der Konflikt der Generationen, der zu meiner Zeit das ganze Familienleben erschütterte, ist zwar nicht verschwunden, aber doch weitgehend entgiftet worden. Wenn ein heutiger Schriftsteller dieses Requisit jetzt noch verwendet, wirkt es deshalb verstaubt.



SPIEL UND SPORT

Ich habe immer die Ansicht vertreten, die heutige Überorganisierung der Freizeit sei eine unerfreuliche Erscheinung. Kinder und junge Leute sollten organische Gemeinschaften bilden, die sich ihre Regeln selbst aufstellen und nicht auch noch die Freizeit und die Ferien unter ständiger Aufsicht eines Erwachsenen, so gut er es meinen mag, verbringen. Es ist aber eine Sache des Maßes; wenn heute zuviel geschieht, so geschah früher bestimmt zu wenig. Abgesehen vom Wandervogel, der nur verhältnismäßig kleine Schichten erfaßte, gab es für Lehrlinge und Mittelschüler wenig Gelegenheit zu gemeinsamer sportlicher Betätigung.

Im Alter von 15 Jahren schmiedete ich mit einigen Klassenkameraden den nach heutigen Begriffen sicher nicht ausgefallenen Plan, eine Ferienreise mit dem Velo ins Tessin zu unternehmen, wobei wir selbst abkochen und zelten wollten. Nur ihrer vier von zwölf erhielten von zuhause die Erlaubnis mitzumachen. Die Eltern der andern konnten sich mit diesem disziplinlosen Herumvagabundieren nicht befrenden. Die Reise wurde dann tatsächlich ein Mißerfolg. Wo immer wir lagerten, wurden wir von einheimischen ältern Burschen belästigt. Diese Radaubröder warfen Steine auf unser Zelt oder rissen es in der Dunkelheit um, so daß schließlich immer einer von uns vierein Wache stehen mußte.

Der Vandalismus ist überhaupt zurückgegangen. Noch vor 40 Jahren wurde in jedem Jahresbericht der lokalen Verschönerungsvereine darüber geklagt, es seien wieder eine Anzahl der im Freien aufgestellten Bänke zerstört worden. Man konnte damals im Zürichsee kein Ruderschiff unbewacht im Freien lassen, ohne riskieren zu müssen, daß das Boot beschädigt oder die Ruder entwendet würden. Blumen in öffentlichen Beeten wurden über Nacht ausgerissen und zertrampelt.

Immer wenn heute in Vorträgen oder Artikeln über die Verwilderung der heutigen Jugend geklagt wird, muß ich den Kopf schütteln. Die Jugend von 1951 ist viel gesitteter als jene von 1910.

Auch in meiner Kindheit waren das Schwimmen und das Skifahren, wenigstens in den Städten, bekannte Sportarten. Nur gehörte es leider zum damaligen Erziehungssystem, daß man beides nicht richtig lernte.

Unser Schwimmunterricht in der Primarschule fand in der Badanstalt Letten, also in der Limmat, statt. Als unterste Grenze galt die unmenschliche Temperatur von 12°. Es schaudert mich heute noch, wenn ich mich des Gefühls erinnere, das ich empfand, wenn mir der Badmeister das eiskalte Ledergeschirr umlegte, an dem sich ein Haken befand, der an einer Stange befestigt war. An diesem sogenannten «Galgen» lernte man schwimmen. Die Schwimmlehrer waren sackgrob. Von irgendeiner vernünftigen Schwimmtechnik war keine Rede.

Es ist eine Freude, dem heutigen Schwimmunterricht zuzuschauen. Wie geschickt und ohne Angst bewegen sich doch die Kinder in dem nassen Element! Man achtet darauf, daß sie nicht wasserscheu werden, lehrt sie tauchen, bevor man sie schwimmen lehrt, und die Ergebnisse dieses modernen Unterrichts sind deshalb viel besser als bei den dilettantischen Methoden von Anno dazumal.

Ähnlich war es mit dem Skifahren. Skifahren ist ein Vergnügen, und um ein Vergnügen zu erlernen, gab man früher kein Geld aus. So mühten sich denn dazumal auf unzähligen Hügeln junge Leute auf schlechten Skiern, mit Bindungen, die immer abfielen, in einer verkrampften und unmöglichen Technik. Sie wußten es nicht besser, und niemand war da, um es ihnen zu zeigen. Der Aufstieg war eine Tortur, denn Felle kannte man noch nicht.

Nach der Schule kam man in die Rekrutenschule. Nun, ein Kasernenhof kann nicht zu einem Ferienparadies ausgestaltet werden. Im Militär müssen die jungen Leute gehorchen lernen, und man muß sie dazu bringen, Strapazen auf sich zu nehmen, von denen sie vorher glauben, daß sie ihre Kräfte übersteigen. Ich war zu allen Zeiten zutiefst von der Notwendigkeit der Landesverteidigung überzeugt, so sehr, daß ich mich freiwillig ein Jahr zu früh meldete. Trotzdem habe ich keine guten Erinnerungen an meine Rekrutenschule. Daß frischgebackene Korporale und junge Offiziere dazu neigen, ihre Macht zu mißbrauchen, ist ja selbstverständlich und darf nicht tragisch genommen werden. In den damaligen Rekrutenschulen wurde aber ständig die menschliche und soldatische Würde verletzt.

Es ist bezeichnend, daß man nicht von Soldaten, sondern von «Gewehren» sprach.

« Herr Hauptmann, Leutnant X; melde mich mit 48 Gewehren », hieß es, wenn ein Zugführer den Zug meldete.

Ich erinnere mich jetzt noch einer Ansprache des Schulkommandanten, die mit den Worten begann: « Zuerst kommt das Gewehr, dann kommt nochmals das Gewehr, und dann kommt sehr lange nichts mehr, und dann kommt der Mann. »

In den Berichten über die letztjährigen Manöver wurde überall hervorgehoben, daß die militärische Leitung Wert darauf lege, daß auch der hinterste Soldat eingehend darüber informiert werde, was gespielt werde. Es gehörte zum frühern System, daß man eine solche Aufklärung nicht nur für unnötig, sondern geradezu für schädlich hielt. Man glaubte, das Mitdenken gefährde die bedingungslose Disziplin. So marschierte denn damals der Soldat zehn Stunden lang vorwärts, rückwärts, grub sich ein, machte Laufschrift, ohne daß man es für nötig fand, ihm zu sagen, wo der supponierte Feind stehe und was die Aufgabe seiner Einheit in der Übung sei.

Wenn ich heute bei Schulschluß die Burschen und Mädchen ansehe, welche aus den Mittelschulen strömen, so erfüllt mich dieser Anblick stets mit Freude. Die jungen Leute sind so viel freier und selbstbewußter, als wir es waren.

ZWEI MISSACHTETE FRAUENBERUFE

Der Hauptunterschied der Jetztzeit gegenüber der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg scheint mir ganz allgemein darin zu bestehen, daß heute der Schwächere nicht mehr im gleichen Maß Spielball des Stärkern ist. Das soziale Empfinden hat sich eindeutig gehoben.

Sicher sind die Menschen nicht besser geworden, aber die Vorstellung von dem, was erlaubt ist, hat sich geändert. Und wenn auch das Unterscheidungsvermögen für Gut und Böse jedem Menschen angeboren ist, so ist es doch so, daß in Fragen der praktischen Moral die öffentliche Meinung eine große Rolle spielt. Wenn die Brutalität auf irgendeinem Gebiet von dieser nicht mehr toleriert oder vor allem nicht mehr sanktioniert wird, dann genügt diese Schranke, um den Egoismus des Einzelnen zurückzudämpfen.

In meiner Jugendzeit gab es keine Dienstbotennot. Die Schweizerinnen fanden zwar keinen Gefallen an dieser subalternen Tätig-

keit; Österreich und vor allem Süddeutschland sorgten aber für reichlichen Ersatz. Auch in mittelständischen Familien hielt man deshalb ein Dienstmädchen. Die alten patriarchalischen Verhältnisse, wo die Dienstboten einen Teil der Familie bildeten, waren aber nicht mehr an vielen Orten anzutreffen. In der Regel aßen die Mädchen nicht mit der Herrschaft. Sie bekamen oft auch nicht das gleiche Essen wie die Herrschaft, zum mindesten nicht gleich viel. Gab es Dessert, so kam es häufig vor, daß die Frau des Hauses ihrem Gatten liebevoll das letzte Stück auf den Teller legte. Die Emma, die den Kuchen gebacken hatte, bekam dann nichts davon. In vielen Familien wurden Konfitüre, Zucker usw. eingeschlossen, damit das Mädchen nicht « naschen » konnte.

Die Mädchenzimmer in den Miethäusern waren in der Regel — selbstverständlich ungeheizte — Mansarden mit ganz kleinen Lukarnen. Als dann das elektrische Licht eingerichtet wurde, glaubte man an vielen Orten darauf verzichten zu können, die Leitungen auch in das Mädchenzimmer zu legen. Wenn es aber doch geschah, so hielt man eine Fünferbirne für genügend, also eine Glühbirne, die so schwach war, daß man sie heute gar nicht mehr verkauft.

« Wenn sie sich schon in ihrem Zimmer aufhält, ist es gescheiter, sie geht ins Bett, anstatt dumme Romane zu lesen, dann ist sie am andern Tag wieder ausgeruht », hieß es.

Ich habe immer mit Bewunderung festgestellt, wie viele tüchtige Frauen man unter den Serviertöchtern findet. Eine Serviertochter muß eine sehr große Arbeitslast bewältigen und gleichwohl immer freundlich und zuvorkommend bleiben. Trotzdem hatte in meiner Jugend das Wort « Kellnerin » einen sehr abschätzigen Klang. Man kann sich heute schwer vorstellen, wieviel sich diese Mädchen damals gefallen lassen mußten. In den meisten Wirtschaften betrachteten es die Gäste als heiliges Recht, die Serviertochter zu tätscheln. Diese Unsitte wird heute nur noch von einigen Unentwegten, die nicht merken, was die Glocke geschlagen hat, weiterbetrieben. In dem neuen Typ von Gaststätten, der inzwischen aufgekommen ist, den Tea-Rooms, ist sie überhaupt unbekannt. Wiederum ein Beispiel, das zeigt, daß die Väter bedeutend sittenloser waren, als es die Söhne sind.

DER ARBEITER IN DER GUTEN ALTEN ZEIT

Die ärgsten Übelstände der industriellen Ausbeutung waren zwar am Anfang dieses Jahrhunderts bereits beseitigt. Die Kinderarbeit existierte nicht mehr. Immer noch waren aber die Arbeitszeiten außerordentlich lang. Wenn an Maiumzügen der Achtstundentag verlangt wurde, so löste diese Forderung helle Empörung aus. Man bewies, daß eine solche Verminderung der Arbeitszeit für die schweizerische Volkswirtschaft untragbar sei. «Zudem», hieß es, «ist die viele Freizeit gefährlich, und die Einführung des freien Samstagnachmittags würde nur dazu führen, daß die Arbeiter den Zahhtag vertrinken.»

Die Post wurde damals auch am Sonntag ausgetragen. Viele Geschäftsinhaber begaben sich deshalb jeden Sonntagmorgen aufs Büro, um die eingegangene Post durchzusehen und mit ihren Prokuristen oder Reisenden Besprechungen abzuhalten. Man vernahm sehr wenig Proteste gegen diese Sonntagsenteiligung.

Sicher war die Lage der Arbeiterschaft in der Schweiz nie so schlimm, wie sie etwa im «Germinal» von Zola oder in den «Webern» von Hauptmann geschildert ist. Aber auch bei uns war der Arbeiter oft ein armer Tropf, ein Prolet, und der Menschheit ganzer Jammer faßte einen an, wenn man eine sogenannte Arbeiterwirtschaft betrat.

Besonders schlimm stand es in jenen Industrien, die weibliche Arbeitskräfte beschäftigten. Die blutarmen, unterernährten Heimarbeiterinnen, die Nacht für Nacht mit entzündeten Augen über der Maschine saßen, und deren Hungerlohn trotz aller Anstrengung auch nicht ein Existenzminimum einbrachte, waren nicht nur eine Erfindung des damaligen Sozialromanes.

Natürlich ist es eine Utopie, zu glauben, irgendein wirtschaftliches oder politisches System könne die sozialen Ungerechtigkeiten zum Verschwinden bringen. Auch heute noch geht es vielen Menschen ohne ihr Verschulden sehr schlecht. Aber immerhin hat unsere verschriene Zeit etwas fertiggebracht, das früheren Epochen nie gelang: sie hat den uralten Feind der Menschheit, den Hunger, bezwungen. Es gibt immer noch individuelle Fälle von Not, aber es gibt in der Schweiz keine Bevölkerungsschichten mehr, wo die Mutter weint und der Vater vor sich hinbrütet, weil den Kindern das bare Brot fehlt. Die revolutionä-

ren Transparente, die noch gelegentlich an Maiumzügen mitgeführt werden, wirken deshalb nicht mehr sehr überzeugend, und es ist begreiflich, daß, als einmal in einer schweizerischen Stadt eine Straßenbahnergruppe eine Tafel mit der Aufschrift «Wir hungern» mit sich führte, viele Zuschauer in Lachen ausbrachen.

Die gutgekleideten und selbstbewußten Arbeiter von heute, die in komfortablen Genossenschaftswohnungen wohnen und deren Töchter Klavierstunden nehmen, können nicht mehr mit ihren Kollegen aus der Zeit der Jahrhundertwende verglichen werden. Damals war die revolutionäre Atmosphäre echt, der 1. Mai war eine Demonstration der Unterdrückten. Die Arbeiter fühlten sich ausgebeutet, ausgestoßen und nahmen deshalb dem Staat gegenüber eine verzweifelte Trotzeinstellung ein. «Ich habe kein Vaterland, mein Vater hat kein Land», sagten sie.

In dieser Atmosphäre fand die Ersatzreligion des Marxismus, die von den deutschen Genossen verbreitet wurde, einen guten Nährboden. Man hatte die Hoffnung aufgegeben, auf friedlichem Wege eine Besserstellung zu erlangen und suchte deshalb das Heil im Klassenkampf, in der Diktatur des Proletariates. Diese aber war nur durch internationalen Zusammenschluß zu erreichen. Infolgedessen war ein großer Teil der schweizerischen Arbeiterschaft nicht nur antimilitaristisch, sondern auch antipatriotisch. Die Schweizer Fahne galt als Symbol des feindlich gesinnten Bürgertums.

Daß es dann, im Gegensatz zu gewissen andern Ländern, gelungen ist, durch Schaffung besserer wirtschaftlicher Verhältnisse die Arbeiter wieder in den Staatsverband einzugliedern, ist eine der größten Leistungen der schweizerischen Demokratie der letzten Jahrzehnte. Immer deutlicher steigt der schweizerische Arbeiter in den Mittelstand empor.

Das ist hauptsächlich das Verdienst der Gewerkschaften, die mit großer Zähigkeit einen größeren Anteil der Arbeiter am Volkseinkommen erzwingen. Es ist aber auch das Verdienst der Unternehmer, die nicht nur dafür besorgt waren, daß der Kuchen, der verteilt werden konnte, immer größer wurde, sondern die auch immer mehr einsahen, daß jeder Arbeiter seines Lohnes wert ist. Heute ist ein neuer Typus des Arbeiters entstanden, wie man ihn vielleicht am häufigsten in der Maschinenindustrie findet, aber auch ein neuer Typus des Unter-



Ein Lastwagenchauffeur, der seinen großen Brückenwagen bis hoch hinauf mit Brettern beladen hatte, um diese in einen andern Teil des Landes zu befördern, bemerkte nach hundert Kilometern Fahrt plötzlich, daß die Ladung nach hinten zu rutschen begann. Er konnte ohne großen Zeitverlust die Bretter nicht umladen, und die Ablieferung drängte. Der Unternehmer, dem er in seiner Not telephonierte, wußte Rat.

Frage: Was riet der Unternehmer dem Chauffeur? Lösung Seite 44.

F. M.-G.

nehmers, welcher den krassen Egoismus mit einer aufgeschlossenen sozialen Haltung vertauscht hat. Die uralten Ideale der schweizerischen Demokratie bildeten den Hintergrund, auf der der rücksichtslose Klassenkampf überwunden werden konnte.

Es ist wahr, diese Änderung ging nicht nur auf dem Wege der freiwilligen Vereinbarung vor sich. Sie wurde zum Teil mit Hilfe des Wohlfahrtsstaates verwirklicht, und daß dieser auch viele Nachteile hat, ist uns allen in der letzten Zeit klar geworden. Er bringt das unerfreuliche Anwachsen einer mächtigen Bürokratie mit sich und eines der höchsten Güter, welches die Menschheit besitzt, die persönliche Freiheit, mußte stark eingeschränkt werden. Aber man kann eben nicht den Fünfer und das Weggli haben. Auch jene, denen die heutige Reglementiererei besonders auf die Nerven geht, möchten kaum die Zustände von 1914 wiederhergestellt wissen.

GRENZPFAHLLOSSES EUROPA

Aber nicht nur durch den internationalen Marxismus war damals der schweizerische Staat bedroht, sondern ebenso sehr durch die Überfremdung. Es ist im « Schweizer Spiegel » schon oft ausgeführt worden, in welch unvorstellbarem Maß das Leben um die Jahrhundertwende überfremdet war. In der deutschsprechenden Schweiz lagen wichtige wirtschaftliche und kulturelle Schlüsselstellen in den Händen von Reichsdeutschen. Das Schweizertum war in die Defensive gedrängt. Sogar unsere Muttersprache drohte, zur Küchensprache herabzusinken. Bereits sprachen viele Lehrer auch in den Pausen mit ihren Schülern nur Schriftdeutsch. Im Militärdienst setzte sich das Reichsdeutsche in gewissen Schulen und Einheiten als Umgangssprache der Offiziere immer mehr durch, und einzelne Schweizer Familien hielten es für feiner, sogar am Mittagstisch hochdeutsch zu sprechen.

All das führte zu einer Auflösung der nationalen Substanz, und es gab damals genug sogenannte Realpolitiker, die geheim oder offen mit einem Anschluß an Deutschland liebäugelten. Ich erinnere mich noch sehr genau, wie einmal ein erfolgreicher Industrieller mit großem Häuserbesitz meinem Vater auseinander setzte, welche starke Steigerung die Liegenschaftspreise in Zürich erleben würden, wenn die Nordschweiz an Deutschland angeschlossen wäre. Er kam dabei allerdings an den Lätzen.

Grund dieser Überfremdung war zum Teil ein Umstand, um den man jene Zeit oft beneidet, nämlich, daß die Grenzpfähle im damaligen Europa fast keine Rolle mehr spielten. Abgesehen von Rußland konnte man in jedes europäische Land ohne Paß und ohne Visum reisen, überall ohne Arbeitsbewilligung eine Stelle annehmen oder sogar ein Geschäft gründen. Gewiß bot diese uneingeschränkte Freizügigkeit unternehmungslustigen jungen Leuten phantastische Betätigungsmöglichkeiten. Aber man muß doch immer wieder in Erinnerung rufen, welche verheerende Folgen sie für unser kleines Land hatte.

Überhaupt wirkte sich der wirtschaftliche Tatendrang jener Epoche für viele verhängnisvoll aus. Opfer waren vor allem unsere farbigen Mitmenschen.

Die Kolonialgeschichte ist eines der düstersten Kapitel im Buche der Menschheit. Unser Land ist darin zum Glück nicht vertreten.

Heute, wo Asien und Afrika das Joch des weißen Mannes abschütteln, müssen wir Enkel für die Sünden der Großväter büßen.

DIE DAME

Nichts wirkt bekanntlich lächerlicher als die Mode von gestern. Wenn im Kino Modeschauen von 1910 gezeigt werden, so bricht das Publikum in überhebliches Gelächter aus. Man findet die Kleider aus jener Zeit plump und komisch. Das waren sie bestimmt nicht. Sicher werden unsere Enkel unsere Mode ebenso bizarr finden. Nein, die Frauen waren damals sehr elegant, und die Mode war wahrscheinlich geistvoller und phantasiereicher als heute. Sie wies aber, wenigstens vom schweizerischen Standpunkt aus, einen großen Fehler auf: sie war sehr undemokratisch. Eine Teilaufgabe der Mode, die darin besteht, die verschiedenen Klassen voneinander abzugrenzen, stand damals, genau wie in früheren Jahrhunderten, sehr stark im Vordergrund. Es herrschte das undemokratische Ideal der « Dame ». Den Damen war es sehr wichtig, sich so anzuziehen, daß sie nicht mit « Frauen aus dem Volk » verwechselt wurden. Nur die Frauen der bessern Stände trugen zum Beispiel Hüte, und wenn gelegentlich ein Dienstmädchen an einem Sonntag auch in einem Hut ausrückte, so löste das große Empörung aus.

Bei der Männerkleidung war es nicht anders. Hier war das von Deutschland bezogene Kastenideal des « bessern Herrn » Trumpf. Die Arbeiter trugen farbige Hemden ohne oder mit weichem Kragen und im Winter Pullover, die « bessern Herren » weiße Hemden, wenn möglich mit gestärkter Brust, steifen Kragen und Manschetten und auf die Taille geschnittene Überzieher.

Da man das Hemd in der Regel nur einmal in der Woche wechselte, waren Kragen und Manschetten, die sogenannten « Röllchen », abnehmbar. Manche Rausche-Bärte benützten ihre männliche Zier, um auch das wöchentliche Wechseln des Hemdes zu ersparen. Die Kleidung jener Zeit war, wie die Häuser, stark auf Fassadenwirkung berechnet. Was man nicht sah, war weniger wichtig.

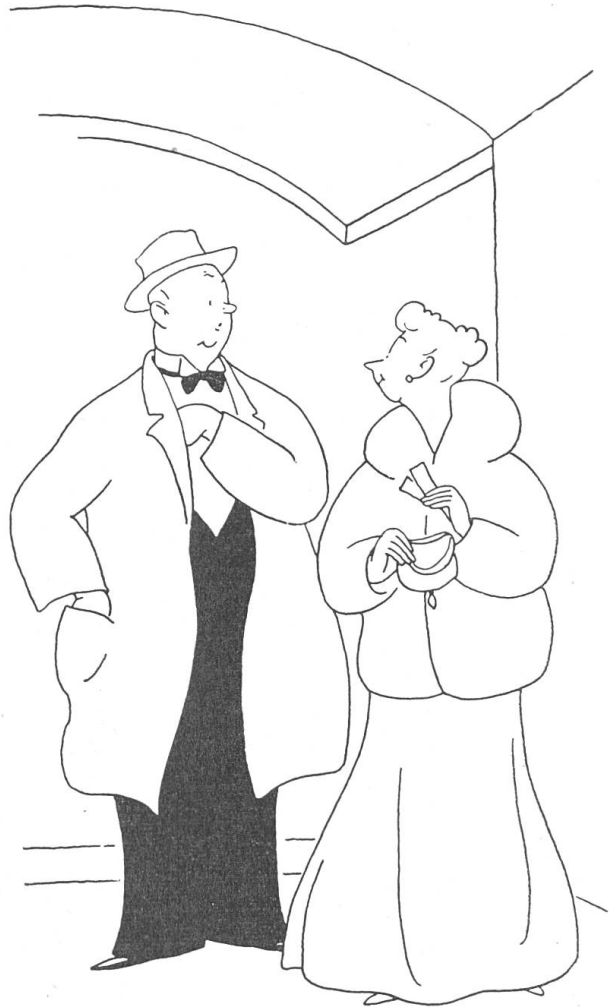
Wieviel sympathischer ist doch unsere anspruchslose und ehrliche heutige Art der Kleidung!

MORAL MIT DOPPELTEM BODEN

Die Regulierung des erotischen Lebens ist für jede Zivilisation ein schwieriges Problem. Die Erotik, vor allem die Sexualität, neigt ihrem Wesen nach zur Schrankenlosigkeit und birgt immer die Gefahr in sich, Sitte und Ordnung aus den Angeln zu heben. Je stärker die traditionelle Weltanschauung ist,

Man ist nicht älter geworden,
aber die **W**elt hat sich verändert.

4



Alle möglichen kleinen Dinge haben sich in der letzten Zeit verändert. Die Coiffeure halten nicht mehr einen Spiegel hinter meinen Kopf, wenn sie mit dem Haarschneiden fertig sind, und meine Frau hat seit einiger Zeit begonnen, sich um die Billette zu kümmern, wenn wir ins Theater gehen.

die eine Epoche besitzt, je mehr der Einzelne eingebettet ist in eine feste Gemeinschaft, um so mehr darf man sich gestatten, die Erotik frei spielen zu lassen. Das 19. Jahrhundert, das die heiligen Ordnungen zerstört und den Menschen zum Maßstab aller Dinge gemacht hatte, war seinem Wesen nach libertinistisch. Deshalb suchte es die Lösung in der Prüderie. Die Ausschweifung wurde zwar geduldet, ja sie bildete einen anerkannten Bestandteil jener Zivilisation und besaß in Paris ein eigentliches Zentrum, das die «bessern Herren» der ganzen Welt von Zeit zu Zeit besuchten, aber nach außen mußte der Schein gewahrt werden. So kam man zu jener Doppelmoral, die so charakteristisch für jene Zeit war. Es ist kein Zufall, daß man in den Streitschriften jener Epoche so häufig Ausdrücke wie «den Schleier herunterreißen», «die Maske lüften» usw. findet.

Auch harmlose Liebschaften junger Leute wurden damals von Eltern und Lehrern oft wie Verbrechen verfolgt, zum mindesten scheinbar angesehen. Dafür gab es eine ausgedehnte Prostitution, und es blühte die Industrie der obszönen Literatur. In vielen Zigarrenläden waren unsittliche Postkarten ausgestellt, welche die Jugend vergifteten, ihre Hersteller aber reich machten.

Gleichzeitig war die sexuelle Aufklärung tabu. Weder Eltern noch Lehrer wagten es, die Kinder über die natürlichsten Lebensvorgänge aufzuklären. Das wurde dann auf widerliche und wirre Weise von Altersgenossen besorgt. Es kam vor, daß junge Frauen erst in der Hochzeitsnacht erfuhren, woher die Kinder kommen.

Nacktheit galt an sich als unsittlich. Wenn eine Stadtverwaltung wagte, in einer öffentlichen Anlage eine Aktplastik aufzustellen, so führte das zu einer Flut von Protesten.

Die Gattin des ehemaligen zürcherischen Regierungs- und Ständerates Oskar Wettstein hat einmal im «Schweizer Spiegel» amüsant beschrieben, wie sie, als ihr Mann schon Polizeidirektor war, bei einer zürcherischen Badanstalt nichtsahnend gegen das Männerfloß schwamm, um ihrem Mann zuzuwinken, und dann von der Badmeisterin durch schrille Pfiffe auf das Ungebührliche ihres Verhaltens aufmerksam gemacht wurde.

Das Voyeurtum blühte indessen. In allen Badanstalten hatten solche unglücklichen Gesellen Löcher in die trennende Wand gebohrt,

um unter Zittern und Zagen der ihnen furchtbar erscheinenden Neigung frönen zu können, Personen des andern Geschlechts in den — damaligen — Badekleidern zu belauschen. Wie sehr sticht doch die natürliche Heiterkeit unseres Badelebens von jener düstern Zeit ab!

Das Ergebnis dieses Muckertums war die Weckung von Schuldgefühlen bei vollkommen normalen jungen Menschen und in der Folge die Entstehung zahlreicher Neurosen.

WER NIEMALS EINEN RAUSCH GEHABT

Vielleicht hängt es mit diesen Verdrängungen zusammen, daß zu jener Zeit der Alkoholismus zu einer Landesgefahr wurde. Ich lese hie und da in den Zeitungen mit großer Verwunderung in Statistiken, daß die Schweiz in bezug auf den Konsum von geistigen Getränken immer noch an der Spitze der Nationen marschieren soll. Ich kann das nicht recht glauben. Ich sehe im Gegenteil, daß das Laster des übermäßigen Trinkens stark zurückgegangen ist.

Im Gegensatz zu heute bildete in meiner Kindheit der Anblick von Betrunkenen durchaus nichts Außergewöhnliches; vor allem an Samstagabenden und zur Sauser-Zeit konnte man regelmäßig Rauschmänner durch die Straßen torkeln oder sogar im Straßengraben liegen sehen. Jeder kannte, zum mindesten vom Ansehen, einige sogenannte «versoffene Studenten», Couleurbrüder, die bereits im 12. oder 14. Semester standen und von denen jedermann wußte, daß sie nie mehr den Weg zurück finden würden.

Bei den Klassen-Kneipen, die wir als Gymnasiasten durchführten, gehörte es dazu, daß mindestens einer als Bierleiche besinnungslos unter den Tisch fiel.

Ich meine sicher nicht, die Menschen seien tugendhafter geworden. Es ist meine feste Überzeugung, daß das Scherzwort «Die Summe der Laster ist konstant» eine tiefe Lebensweisheit enthält. Es gibt aber gefährliche und weniger gefährliche Narkotika. Man kann zwar

Photo:

André Melchior
Im Winterwald

gegen die Zunahme des Tabakverbrauches vielerlei einwenden, auf jeden Fall ist aber noch nicht manche Haushaltung durch übermäßigen Tabakgenuß des Familienvaters ins Elend geraten.

In der guten alten Zeit herrschte der Trinkzwang. Es war kaum möglich, in einer Wirtenschaft zu essen, ohne gleichzeitig Alkohol zu bestellen. An gewissen feinen Orten war Flaschenwein obligatorisch, in andern Gaststätten wurde zum mindesten erwartet, daß man einen Dreier trank.

Die Herren der Schöpfung besuchten Konditoreien nur heimlich. Einen Tee, einen Orangensaft oder gar ein Glas Milch zu bestellen, galt als unmännlich.

Tea-Rooms im modernen Sinn gab es noch kaum. Erst die aufkommenden Wiener Cafés brachten eine Änderung. Sie wurden aber von vielen Schichten, vor allem von den bodenständigen Kreisen, abgelehnt. Die Errichtung der alkoholfreien Wirtschaften durch die Frauenvereine bedeutete deshalb damals eine außerordentliche Tat.

EPILOG

Ich bin mir klar, daß ich ein sehr einseitiges Bild dieser Zeit gegeben habe. Ich habe ja das 19. Jahrhundert nicht in seiner Glanzzeit gekannt, sondern nur seinen Verfall erlebt. Damals, um 1900, herrschte bereits die Fin-de-siècle-Stimmung. Noch standen die tempelähnlichen Bankgebäude, die üppigen Backsteinvillen mit ihren von hohen gußeisernen Palisaden umgebenen Gärten da, als ob sie für die Ewigkeit geschaffen seien. Aber schon zeigten sich Sprünge im Fundament. Alles hatte etwas Irreales, Surrealistisches. Es lag etwas Gespenstisches in der Luft, wie immer, wenn eine Welt zum Untergang verurteilt ist.

Man hatte das unbestimmte Gefühl, auf einem Vulkan zu sitzen. Diese Vorahnung erwies sich als nur zu berechtigt.

Selbstverständlich hatte das 19. Jahrhundert nicht nur Schattenseiten. Der Mut, das Selbstbewußtsein, die Tatkraft, welche die Epoche auszeichneten, waren faszinierend. Das Leben

war brutal, aber vielleicht gerade deshalb intensiver und unterhaltender als heute.

Es liegt mir fern, über unsere Väter und Großväter den Stab brechen zu wollen. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Ich habe nur eine Seite, die unerfreuliche, dargestellt, weil es mir darum ging, die Illusion zu zerstören, als hätten die Menschen damals in einer Art Paradies gelebt, aus dem sie dann durch den Weltkrieg verstoßen worden seien.

Es ist überhaupt falsch, Zivilisationen und Jahrhunderten Noten zu erteilen. Wenn man nur ein kleines Teilgebiet der Kultur betrachtet, darf man sicher mit einer gewissen Berechtigung von Fortschritt und Rückschritt reden. Bestimmt bedeutet es aber eine Überheblichkeit, wenn wir souverän mit Worten wie «Blüte» und «Verfall» um uns werfen. Dazu fehlt uns der Maßstab wie die Einsicht. Wie manches, das uns als Symptom einer gefährlichen Krankheit erscheint, ist in Wirklichkeit nur eine nötige Abwehrreaktion des Körpers, ein Heilungsprozeß. Wenn wir im vorgerückten Alter unser eigenes Leben rückwirkend betrachten, so wird uns klar, daß oft jene Zeiten, die wir subjektiv als Krisen empfanden, notwendige Läuterungsprozesse waren, welche erst die Bahn zu neuen Entwicklungen freimachten. So verhält es sich auch mit dem Leben der Völker. Wir alle merken — und die zwei Kriege und die Gefahr eines nächsten haben auch dem Stumpfsten die Augen geöffnet —, daß sich die Menschheit heute in einer Krise befindet. Aber das berechtigt uns noch lange nicht, von einem Kulturverfall zu sprechen. Vielleicht handelt es sich um eine Gesundungskrise, so furchterregend auch ihre Manifestationen sind. Genau so, wie das 19. Jahrhundert sich täuschte, als es glaubte, einen ausgesprochenen Höhepunkt der Kultur erreicht zu haben, können wir uns täuschen, wenn wir meinen, auf einem Tiefpunkt zu stehen.

Die Überheblichkeit des 19. Jahrhunderts wie der Pessimismus des 20. Jahrhunderts sind beide Ausdruck einer Anmaßung in der Beurteilung der eigenen Zeit, die dem Menschen nicht ansteht.

